

Gabriele Miller

Selbstverständnis von Frauen in der Kirche heute *

Eine Frau, die selbst seit über 25 Jahren in einem kirchlichen Beruf tätig ist, sieht nicht nur die Situation ihrer Berufskolleginnen anders, als sie von Männern im allgemeinen beurteilt wird, sondern auch die Beziehung der Frauen zur Kirche überhaupt. — Eine Integration von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft wird wohl nur erreicht werden können, wenn wir aufeinander hören, einander zu verstehen suchen und ernst nehmen, Vorurteile abbauen und neue Formen von Gemeinschaften suchen. red

1. Frauen im kirchlichen Dienst

Wenn ich hier von Frauen im kirchlichen Dienst spreche, dann meine ich jene Frauen, die, ohne einem Orden anzugehören, einen kirchlich-pastoralen Auftrag ausüben.

Gerade auf diesem Gebiet ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten einiges erreicht worden. Diese Entwicklung hat eine erst 50 jährige Geschichte hinter sich. Vor gut einem halben Jahrhundert haben die ersten Seelsorgehelferinnen angefangen. Auf dem Idealismus dieser Frauen der ersten Stunde basieren viele Errungenschaften, die heute allen Laien, die in kirchlichen Berufsfeldern arbeiten, zugute kommen. Heute gibt es in den deutschsprachigen Ländern generell geregelte Anstellungsverträge für die verschiedenen Berufsgruppen, die hier nicht einzeln aufgezählt werden brauchen.

Dennoch muß jeder Frau, die sich hauptberuflich für eine pastorale Aufgabe entschließt, klar sein, daß sie einen Risiko-Beruf ergreift. Ihre Sachkompetenz ist im Krisenfall nie konkurrenzfähig mit der Amtskompetenz eines kirchlichen Amtsträgers. Die kirchliche Angestellte muß wissen, daß sie „am kürzeren Hebel“ sitzt. Wenn es Differenzen gibt zwischen einer Pasto-

* Im folgenden Beitrag handelt es sich um Auszüge aus einem größeren Referat zum angegebenen Thema. Vgl. dazu Vorspann und Anmerkung zum vorausgehenden Beitrag.

ralassistentin oder Gemeindereferentin und ihrem zuständigen Pfarrer, und wenn der Konflikt sich zuspitzt, dann ist ganz selbstverständlich, wer den Möbelwagen zu bestellen hat. Und wenn in der betreffenden Pfarrei unter dem betreffenden Pfarrer schon ganze Serien von Mitarbeitern verschlissen worden sind — der Pfarrer bleibt auf seiner Pfründe; das ist ja auch kirchenrechtlich abgesichert. Gegen kirchliche Amtsträger (je höher in der Rangordnung, desto schwieriger) kommt kein Laie an, schon gar nicht eine Frau. Frauen können im besten Fall nur „Mitarbeiterinnen“ sein, Mitarbeitende also eines anderen. Frauen in leitender kirchlicher Stellung, Frauen also, die Männer als Mitarbeiter haben — das ist nicht vorgesehen.

Ein Beruf für Mutige

Das Gesagte könnte so klingen, als wollte ich Frauen davon abhalten, im kirchlichen Dienst zu arbeiten. Das liegt mir fern! Aber eine Frau, die sich dazu entschließt, muß wissen, was sie tut und für wen sie das tut. Und es wäre zu wünschen, daß sich nicht zu viele abschrecken lassen. Schließlich sind die Zeiten, in denen man die wenigen Seelsorgehelferinnen ausnützen und sie unter unzumutbaren Bedingungen ihre Arbeit tun lassen konnte, unwiderruflich vorbei. Allerdings ist auch heute mit Forderungen allein kein Terrain zu erobern. Hier hilft nur Anpacken und Durchhalten-Können, wie man es von den Seelsorgehelferinnen der ersten Stunde lernen kann. Diese haben keine Resolutionen gefaßt und keine geregelten Arbeitsfeldumschreibungen gefordert; sie haben nicht einmal um ihr eigenes Recht gekämpft. Sie haben etwas getan — getan für die anderen. Sie schreckten nicht vor Tätigkeiten zurück, die „unter ihrer Würde“ waren; sie ließen sich schief anschauen als verschrobene fromme Frauen (von denen die Kirche schon immer genügend hatte); sie taten, was notwendig war, was andere ihnen übrig ließen. — Natürlich gaben sie sich auf Dauer nicht zufrieden (wie hätten sie auch sollen!) mit dem Hungerlohn, den man ihnen zahlte; aber er hat sie nicht davon abgehalten, dennoch in der Kirche zu arbeiten.

Die Haltung jener Frauen ist mir in unserem Zusammenhang wichtig. Weil es damals diese Pioniere in der Kirche gab, ist es heute möglich, daß so und so viele Aufgaben nicht nur von Frauen, sondern von Laien überhaupt wahrgenommen werden können. Solchen Pioniergeist (und vielleicht ein bißchen weniger Diskussionslust) wünschte ich mir in unserer heutigen Kirche — einige unserer Probleme wären dann geringer.

Erwünschte Schützenhilfe

Von den Pastoraltheologen und von aufgeschlossenen Seelsorgern wünsche ich mir, daß sie solches Engagement der Frauen begleiten. Sie sollten deutlicher aufzeigen, wie monokratisch in kirchlichen Kreisen gedacht wird. Sie sollten sich verbünden mit allen psychologischen Richtungen, die geeignet sind, Vorurteile abzubauen und vielfältige Fähigkeiten wachsen zu lassen. Sie sollten darauf achten, Möglichkeiten des Engagements entdecken zu helfen. Sie sollten keine Argumente bereitstellen, mit denen der Einsatz von Frauen unterbunden wird. Sie sollten auf die Barrikaden gehen, wenn Frauen im kirchlichen Räderwerk hängenbleiben.

Nur ein Beispiel: Ob es Ministrantinnen geben soll (darf) oder nicht, sei dahingestellt — ich meine, wir hätten in der Kirche Wichtigeres zu überlegen. Wenn es aber schon welche gibt, dann möchte ich nicht die pastorale Verantwortung übernehmen, solche Mädchen mit einem Federstrich aus dem Altarraum zu verdrängen! Wenn ein in der Gemeinde engagiertes Mädchen jetzt den Ministrantenrock wieder ausziehen muß — wen soll es da wundern, wenn sich noch ein paar Jugendliche mehr nicht um Kirche kümmern!

2. Frauen in der Gemeinde

Aus der Kirche ausgezogen

Damit bin ich unmerklich zur anderen Gruppe der Frauen übergegangen, von den kirchlich Angestellten zu den Frauen als den normalen Christen, den Getauften min-

deren Rechts. Eine Frau ist sozusagen „ein Laie zum Quadrat“.

Was ist denn mit den Frauen in der Kirche passiert — so hört man besorgte Pastoralplaner fragen. Sie seien „lautlos“ ausgezogen. Und die weitere Frage lautet ganz schlicht: Was ist zu tun, um die Frauen wieder „in die Kirche zu bringen“. Eine Reihe von bewährten Maßnahmen wurden genannt: Frauenverbände sollten aktiviert und Mütterschulungen neu installiert werden. Das ist kein neuer Wein, und auch die Schläuche sind alt! — Was ist geschehen? Offensichtlich haben kirchliche Stellen sich zu lange Sand in die Augen gestreut und haben davon geträumt, die (alte) Welt wieder in Ordnung, das heißt: die Frauen an den häuslichen Herd und damit auch leichter wieder in die Kirche zurückzubringen. Doch so einfach ist das Problem nicht zu lösen.

Aufbrechen der Rollenfixierung

Es hat sich bei uns (für manche unmerklich) ein gesellschaftlicher Wandel vollzogen. Bei der jüngeren Generation, also etwa bei den Vätern und Müttern, die wir unter der Rubrik: „junge Familien“ führen, ist die Fixierung auf Geschlechterrollen längst in einem Maß aufgebrochen, wie es kirchlichen Kreisen nicht bewußt ist. Man distanziiert sich zwar auch „bei Kirchens“ von festgelegten Rollenerwartungen; oft aber geschieht das nur verbaliter, und man fällt schnell in alte Argumentationszusammenhänge zurück, wenn man über „Frauen und Mütter“ und deren „Aufgaben in der Familie“ sich verbreitet.

Die Frauen der jüngeren Generation waren fast alle berufstätig, bevor sie in die Ehe gingen (falls sie sich überhaupt zu fester Bindung entschließen). Sie bleiben berufstätig, solange es sich „irgendwie“ einrichten läßt. Sind sie ganz zu Hause, dann verstehen sie ihre Hausfrauenrolle nicht als die des „Heimchens am Herd“. Die jungen Familien leben mit weniger Rollenfestlegungen; also sind auch alte Felder geräumt. Wenn „Küche und Kinder“ nicht mehr einseitig und ausschließlich Frauenaufgaben sind, dann auch nicht mehr Kirche.

Zudem bedenkt man vielleicht zu wenig,

daß berufstätige Frauen weniger freie Zeit haben — also bleibt ihnen, wenn es ihnen nicht sehr wichtig ist, auch weniger Zeit für die Kirche.

Ich möchte ganz allgemein formulieren: Aus vielen Gründen hat sich eine breite Schicht der Gesellschaft von der Kirche distanziert. Mehr als andere Gruppen die Frauen (da waren auch größere Zahlen zu verlieren). Aufs Ganze gesehen hat sich das soziologische Rollengefüge ausgeglichen; Frauen nehmen an Berufs- und Arbeitswelt ihren Anteil; Männer nehmen eher ihre Familienvaterrolle wahr. Und beide zusammen, Mann und Frau, mehr oder weniger, fühlen sich der Kirche näher oder ferner. Deshalb scheint mir die Frage von pastoraler Seite her: „Wie kriegen wir die Frauen wieder?“ falsch gestellt.

Verändertes Lebensgefühl der Frauen

Demnach möchte ich also die These aufstellen: Nicht einseitig die Frauen sind aus der Kirche ausgezogen, sondern es hat sich eingependelt zwischen den Geschlechtern. Die Getauften kümmern sich generell weniger um die Kirche — und davon unabhängig, aber parallel dazu, hat sich der Aufgabenbereich der Frauen erweitert. Das ergibt insgesamt ein anderes Bild im Kirchenschiff. Vielleicht kann man sogar die Behauptung wagen, daß heute mehr Familien gemeinsam zum Gottesdienst kommen, als das früher üblich war.

Ich will kein Zerrbild von früher zeichnen, ich möchte nur wiedergeben, wie ich (auf dem Land aufgewachsen) den Kirchenbesuch der Männer erlebte. Die Männer versammelten sich zum „Ständerling“ vor der Kirche, schwatzten und warteten das Ende der Predigt ab, zögerten dann immer noch eine Weile und kamen, beim Läuten zur Opferung („weil es dann ja noch gilt“), und nahmen in den hinteren Bänken Platz. War diese Situation so viel besser? Daß junge Väter mit ihren Kindern zum Gottesdienst gingen, das war selten. Und die Mütter mit kleinen Kindern? Ich habe immerhin noch den Spruch gelernt: „Viel besser ist's, ein Weib bleibt draus, als wenn sie nimmt ins Gotteshaus ihr Kind, das ihr das Beten wehrt und andere bei der Andacht stört.“

Wenn wir nun doch noch genauer überlegen, was Frauen zurückhaltend gemacht hat gegenüber der Kirche, dann ist es wohl die Tatsache, daß sie sich nicht ernstgenommen fühlen. Das sind nicht nur die schon angesprochenen Rollen- und Berufsprobleme und die Mehrbelastung, die Frauen hier zugewachsen ist; es sind vor allem auch Probleme der Familienplanung, wo Frauen nicht ohne Grund den Eindruck haben, eine von Männern geleitete Kirche, von Männern (und dazuhin noch von zölibatären Männern) bestimmte Spiritualität und Askese werde ihnen und ihrer Situation nicht gerecht.

Im Umgang mit Fragen der Erotik und Sexualität ist es in der Kirche ähnlich bestellt, wie mit dem Verbot der Ministrantinnen:

Entweder man ärgert sich über kirchliche Verlautbarungen, hält ihre Normen für lebensfern und kehrt daher der Kirche den Rücken, oder man läßt „die da oben“ reden, was sie wollen, und verhält sich so, wie man es selber für richtig hält (auch wenns dann nicht „richtig“ ist). Und anschließend wundern sich „die da oben“, daß die Leute tun, was sie für recht halten und nicht das, wozu man sie durch kirchliche Verlautbarungen angehalten hat.

Ich bin mir hier nicht im Klaren, wie weit eine — aus vielen Gründen — geschwundene Beichtpraxis das Problem noch verschärft hat. Früher konnte wenigstens in foro interno (falls man das seltene Glück hatte, einen Beichtvater zu erwischen, der über genügend gesunden Menschenverstand verfügte und sich ein Stück echter Menschlichkeit bewahrt hatte) damit rechnen, daß der eigenen besonderen Situation Rechnung getragen wurde. In dem Maß, in dem eine Gewissensprüfung, Gewissenschulung, Gewissenskultur (und sei sie noch so verbogen gewesen) in Wegfall geriet, setzte sich eine verrechtlichte, allgemeingültige Betrachtungsweise von Lebensprozessen durch. Es scheint mir die heillose Situation eingetreten zu sein, daß mit dem Prozeß des zunehmenden Mündigwerdens der Laien (also der „simplen Getauften“) in der Kirche gleichzeitig eine verallgemeinernde, normierende, und damit weniger si-

tuative Beurteilung von Lebensvollzügen im kirchlichen Bewußtsein Schritt gehalten hat. Eine solche Entwicklung muß Frauen und ihrer Eigenart noch mehr zuwiderlaufen als Männern, zumal dann, wenn sie auf Frauen stößt, die eben dabei sind, sich ihrer Unverwechselbarkeit bewußt zu werden und diese auch in der Öffentlichkeit leben zu wollen.

Trotz Zurücksetzung: Überforderung

Neben der Nichtachtung typisch fraulich-weiblicher Probleme in Familie, Beruf und Öffentlichkeit und dadurch erfolgender Überforderung geht auch von Seiten der Gemeinde eine hohe Anforderung an die Frauen einher. Zunehmend wird in offiziellen und offiziellen kirchlichen Verlautbarungen von der Verantwortung der Familie für die religiöse Erziehung der Kinder geredet. Und wer soll es vor allem wahrnehmen? Natürlich die Mütter! In dem Maß, in dem der Religionsunterricht sich vom Vorwurf des allgemeinen Versagens freistrampelt, in dem Maß geht der schwarze Peter an die Familien weiter. Trotz vieler Ansätze und neuer Ideen auf diesem Gebiet: ein noch weites unbeackertes Feld! Oder besser gesagt: ein Feld, das zu beackern die rechten Werkzeuge fehlen. Unsere Handreichungen für die religiöse Erziehung, Elementarerziehung, Vorschulerziehung, familiäre Erziehung (in Kubikmetern oder Wagenladungen zu messen) stellen fast alle zu hohe Anforderungen. Sie setzen mehr theologisches und pädagogisches Vorwissen voraus als vom Durchschnitt der (lesewilligen!) Gemeindemitglieder erwartet werden kann, vom Sprachduktus und den Argumentationsfiguren angefangen bis zum Reflexions- und Abstraktionsvermögen des bei jedem Christen angesammelten Erfahrungsarsenals. Mit einem Wort: Die Handreichungen für die religiöse Erziehung in der Familie und die christliche Bildung der Familie sind allesamt zu schwer. Hier liegt ein großes, nicht aufgearbeitetes Defizit pastoraler Arbeit.

Liegt es an der „Mischehen“-Pastoral?

Wenn man beklagt, daß die Frauen clamorheimlich aus der Kirche ausgezogen sind,

so vermisste ich bei den Gründen, die man für diesen Tatbestand zusammenträgt, einen, der mir nicht unwichtig scheint, nämlich den der mangelnden Ökumene.

Was eigentlich läßt sich die Kirche einfallen in punkto konfessionsverschiedener Ehen? Gibt man sich an kirchlichen Schlüsselstellungen Rechenschaft über den zunehmenden hohen Prozentsatz solcher Eheschließungen? Die „ökumenischen Trauungen“ streuen da den Leuten nur Sand in die Augen. Man beruhigt die aufständischen Familienclans (falls die noch zum Aufstand bereit sind), hievt die beiden Ehemülligen, scheinbar problemlos, über die emotional und emotionell besetzte Starthürde — und dann überläßt man sie ihrem Schicksal.

Die „Gemeinsame kirchliche Empfehlung für die Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen und Familien“ (Bonn/Hannover 1981) ist eher für die Gespräche der Kirchenleute als für engagierte Betroffene geeignet. Was sollen diese denn samt ihren Kindern tatsächlich tun? Hin und her vagabundieren? Oder: Sich lieber einen Ehekrisenherd weniger verschaffen und Kirche Kirche sein lassen? Das ist ein Grund für den Frauenschwund. Es wäre zu prüfen, ob die steigende Zahl ungetaufter Kinder nicht auch solchen Familien entstammen.

Wenn dann gar noch solch eine Ehe in die Brüche geht und die Frau — vielleicht gar mit Kindern nicht ihrer Konfession — dasteht, was soll sie dann mit einer Kirche, von der sie schon vorher wenig Hilfreiches erfuhr und die ihr jetzt als Geschiedener noch mit weiteren möglichen Sanktionen droht?

3. Erfahrungen respektieren

Nach dem Gesagten mag es so scheinen, als gebe es nur Frustrierendes in der Kirche. Das ist aber keineswegs so: es gibt auch viel Positives. Diese neue Art des Redens und Aufeinander-Hörens unter Christen möchte ich als eine weibliche (keineswegs nur von Frauen gelebte) Komponente in der Kirche wahrnehmen. Es ist die Form des Umgangs und Gesprächs,

die verschiedenen Argumenten zu ihrem Recht verhilft und so Klärung verschafft. Da und dort entdeckt man in letzter Zeit ein menschlicheres — das heißt dem konkreten Menschen näheres — Klima. Es liegt mir fern, in Anspruch zu nehmen, das sei bereits der weibliche Einfluß in der Kirche. Doch ich möchte behaupten, daß Frauen sich in solchem Klima wohler fühlen.

Es gibt Stilarten des Zusammenseins, die weniger einer harten Diskussion oder einer heißen Debatte gleichen. Wenn man Argumente nebeneinander stehen läßt und respektiert, wenn man Erfahrungen austauscht und nicht gegeneinander ausspielt, wenn man langsam durchschaut, daß „Sachlichkeit“ oft nichts anderes ist, als die subtile Rationalisierung von Emotionen — dann muß man feststellen: Es ändert sich etwas. Das Beschriebene ist eine Form des Umgangs, die mir eher dem Leben und seiner Vielfalt gerecht zu werden scheint, die weniger ideologiefähig und damit eben „menschlicher“ ist.

Integration weiblicher und männlicher Eigenart

Es könnte der Eindruck entstanden sein, als wolle ich alle Untugenden kirchlichen So-Seins Männern in die Schuhe schieben. Tatsächlich verführt uns ja unsere Situation fast dazu, dies zu tun. Man stellt erstens fest: Vieles an kirchlichem Stil und theologischem Argumentieren mißfällt, erweckt Unbehagen, geht am Leben vorbei. Und dann stellt man zweitens fest: Faktisch wird die Kirche von Männern beherrscht. Der Schluß liegt also nahe. Wir Frauen haben es hier leichter! Denn eine einseitige „Weiberkultur“ haben wir alle weder gesellschaftlich noch kirchlich erlebt. Deswegen kennen wir auch die Sumpfbüden nicht, die daraus entstünden.

Wenn wir es doch schafften, eine vernünftige Integration beider Eigenarten zu Wege zu bringen! Ich glaube, dann erwiese sich, daß die Männer der Zukunft gar nicht so „erschrecklich“ martialisch, hart und ideologiefähig und die Frauen von morgen nicht so „unerträglich“ unsachlich, unlogisch und launisch wären.

Die Basis der Gemeinden aktivieren

Vielleicht aber müßten wir aus unserer Situation noch ein ganz anderes Fazit ziehen. Unsere Großversorgungs-Gemeinden sind nicht ohne weiteres geeignet, dem einzelnen Lebensraum zu bieten. Vielleicht sind Frauen hier sensibler und reagieren auf eine anonyme Atmosphäre allergischer. Liegt hier möglicherweise ein Grund für den „Auszug“ der Frauen aus der Kirche?

Ein „Blick über den Zaun“ könnte uns weiterhelfen. In Lateinamerika haben sich kirchliche Selbsthilfe-Gruppen in den Gemeinden gebildet, so charakterisiere ich gerne die sogenannten „Basisgemeinden“. Sie haben begriffen, daß der Versorgungsgemeinde nicht die Zukunft der Kirche gehört. Unsere ungegliederten Groß-Gemeinden müßten aufgebrochen werden durch lebendige Zellen, durch Gruppen von Männern und Frauen, die versuchen, gemeinsam als Christen zu leben, in dieser Welt, mit ihren Familien. Nicht als Anti-Gemeinde, sondern als Basis der Gemeinde. Ich glaube, in solch kleinen, lebendigen Gruppen fühlten sich auch die der Kirche davongelaufenen Frauen wieder wohler. In einem solch größeren Zusammenhang sehe ich die Lösung des „Frauenproblems“ in unserer Kirche.

Alfred Kirchmayr

Zur psychischen Situation von Theologiestudenten

Die Selbsteinschätzung österreichischer Laientheologen in einer tiefenpsychologischen Studie¹

Der folgende Beitrag informiert über die psychische Situation österreichischer Laientheologen Ende der 70er Jahre. Da ein größerer Teil der Laientheologen nach Vollendung ihres Studiums in den kirchlich-

¹ Aus der 800 Seiten umfassenden Studie, die in gekürzter Form als Dissertation aus dem Fachbereich Psychologie an der Universität Wien (1981) approbiert wurde, werden im folgenden einige Ergebnisse vorgestellt.